

Eschede – und kein Ende oder: Wenn sich Bilder in die Seele brennen

Mittlerweile ist es ruhig geworden um den kleinen Ort Eschede, der vor Jahresfrist eine Zeitlang im Mittelpunkt des Medieninteresses stand. In den heißen Junitagen des Jahres 1998, als der ICE „Wilhelm Conrad Röntgen“ mit hoher Geschwindigkeit gegen eine Brücke geprallt war und über 1.500 Helfer aller Organisationen versuchten, den noch lebenden, schreienden oder stummen Verletzten zu helfen, wurde das kleine Heidedstädtchen Eschede zum Synonym für die Hilfslosigkeit vieler Einsatzkräfte angesichts der Katastrophe. Die Helfer, die das Unglück, das Elend, die Katastrophe mit eigenen Augen anschauen mußten, halfen teilweise bis zur Erschöpfung.

Die Bahnstrecke ist mittlerweile wieder stark befahren. Die Unfallstelle ist geräumt, und vergeblich sucht man nach Spuren des Elends, das sich hier im Juni letzten Jahres abspielte. Normalität und Ruhe scheinen eingekehrt zu sein in Eschede. Ein trügerischer Schluß? Was ist mit den über tausend Helfern, den Angehörigen der Opfer? Die Bilder vom Unglück sitzen bei vielen Betroffenen tief im Innersten, eingebrannt in die Seele, und lassen keine Ruhe. Es erhebt sich die Frage, welche Ereignisse denn einem Helfer überhaupt zuzumuten sind und wo die Grenzen des Unzumutbaren, des Nichterträglichen beginnen. Für keinen Helfer war dieser Einsatz Routine, und kaum einer hat sicherlich so viel Hornhaut auf der Seele, daß ihn das Ereignis „kalt“ läßt.

„Wer hilft den Helfern?“ – diese Fragestellung ist mittlerweile zu einem wichtigen Thema geworden, mit dem man sich auch öffentlich auseinandersetzt. Zahlreiche Sendungen in Rundfunk und Fernsehen widmeten sich den Helfern von Eschede und stellten die Frage, wie das Unglück für sie ertragbar war und wie ihnen geholfen werden kann. Dies ist sicherlich eine positive Entwicklung mit dem Ziel, auch die Öffentlichkeit mit diesem Aspekt zu konfrontieren. Vor Ort formierten sich schnell Stellen zur psychologischen Betreuung und Unfallnachsorge. Die Koordinierungsstelle Einsatznachsorge in Celle ist bis heute - und ange-

sichts des Jahrestages des Zugunglücks in den letzten Wochen um so stärker – mit der Aufarbeitung der Katastrophe beschäftigt.



Die Frage bleibt jedoch, ob diese Möglichkeiten der Auseinandersetzung mit dem Unglück und der Entlastung von den Betroffenen ausreichend genutzt werden. Unumstritten ist sicherlich, daß schon eine gehörige Portion Mut dazugehört, über seinen eigenen Schatten zu springen und professionelle psychologische Hilfe in Anspruch zu nehmen. Doch dieser Schritt ist unumgänglich, um eine Bewältigung des Erlebten zu ermöglichen. Die Aussprache und das Durcharbeiten der Geschehnisse mit einem Supervisor sind hilfreich, um den wiederkehrenden Bildern vom Unglück ein Ende zu setzen. Dies führt am ehesten zu einer sinnvollen Integration des Geschehens in die persönliche

Biographie des Betroffenen. Integration bedeutet in diesem Fall, daß Gefühle, die mit dem Trauma in Verbindung gebracht werden, ausgehalten werden müssen, daß wir mit ihnen konfrontiert werden können und daß der Betroffene so viel an Kontrolle und Selbstbestimmung zurückgewinnt, um selbst entscheiden zu können, wann er sich den traumatischen Ereignissen nähern will und wann nicht.

Die in dieser RETTUNGSDIENST-Ausgabe enthaltenen Beiträge zum Themenschwerpunkt „Streß, Trauma und Bewältigungsmöglichkeiten“ rücken die Problemfelder noch einmal in den Mittelpunkt und zeigen auf, wie sich das Rettungsdienstpersonal sinnvoll mit Bewältigungsstrategien auseinandersetzen kann.

Thomas Stepan, Stuttgart